

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Ein Abenteuer am Columbiastrome

[urn:nbn:de:bsz:31-250681](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-250681)

Ein Abenteuer am Columbiaströme.

Werfen wir einen Blick auf die Landkarte von Nordamerika und namentlich auf die Vereinigten Staaten. Dort sehen wir eine lange Gebirgskette, welche den westlichen Theil vom östlichen trennt. Es sind die sogenannten Felsengebirge, welche sich in der Nähe des großen Oceans oder stillen Weltmeeres durch das ganze Land hindurchziehen, und diese mächtige Strecke welche zwischen Meer und Gebirge liegt, heißt das westliche Gebiet. Es wird auch wohl, obschon sehr uneigentlich Columbia genannt; besser nennt man es Oregon.

Dieser Landstrich von ungeheurer Ausdehnung ist ein Sammelplatz für Abenteuerer aus Kanada und den Vereinigten Staaten, die keine Mühen und Gefahren scheuen, um hier pelztragende Thiere zu erlegen. Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war jene Gegend beinahe völlig unbekannt, und man wußte kaum, daß sie von einem mächtigen Ströme, dem Columbia, bewässert wurde, der ziemlich weit hinauf schiffbar ist. Man fand das Land mit dichten Wäldern bedeckt, und staunte den riesenhaften Wuchs der Bäume an; denn die Jäger fanden z. B. eine Fichte welche zehn Fuß über der Erde einen Umfang von sechs und vierzig Fuß und eine Höhe von mindestens dreihundert Fuß hatte; sie nannten dieselbe deshalb den Fichtenkönig; viele andere maßen bis zu zweihundert und fünfzig Fuß.

Noch jetzt giebt es im Oregongebiete keine Städte und Dörfer; nur hin und wieder haben sich Pelzjäger, sogenannte Trapper, unter den Indianern angesiedelt, und gehen ihrem mühsamen Gewerbe nach. Die einzige Handelsniederlassung ist Astoria. Es liegt einige Stunden aufwärts von der Mündung des Columbiaströmes und wurde von einem deutschen, aus der Pfalz gebürtigen Kaufmann, Jakob Astor, im Jahre 1811 gegründet. Schon früher 1789 hatten die Engländer den Versuch gemacht, eine chinesische Kolonie in jener Gegend anzulegen; er mißlang aber, weil die Spanier sich der neuen Ansiedlung feindselig zeigten. Auch über Astoria schwebte ein Mißgeschick. In dem Kriege,

welcher 1812 zwischen den Vereinigten Staaten und den Engländern geführt wurde, nahmen es die letzteren in Besitz und gaben ihm den Namen Fort George, bis es später wieder in die Hände der Amerikaner fiel. Seitdem ist es ein Mittelpunkt des Pelzhandels geblieben.

Die Pelzjäger sind wohl die kühnsten und unerschrockensten Leute die auf Erden leben, und an Entbehrungen und Witterungseinfluß jeder Art gewöhnt. Ihr Körper ist abgehärtet und ihr Muth sinkt auch unter den verzweifeltsten Umständen nicht. Stets müssen sie auf der Hut gegen feindliche Indianerstämme sein; oft leiden sie Hunger oder Durst; sie sind Widerwärtigkeiten ohne Zahl ausgesetzt, nicht selten Monate lang von Leuten ihrer Farbe und ihrer Sprache getrennt, lediglich auf den Verkehr mit den Wilden oder den Thieren des Landes angewiesen; zuweilen fällt die Jagdbente nicht so reichlich aus, wie sie wünschen, — und doch möchten diese Trapper ihr mühevolltes Leben mit keinem anderen vertauschen. Es sind Fälle vorgekommen, daß manche, nachdem sie Vermögen erworben hatten, sich in ihre Heimath zurückbegaben, um die ihnen noch übrigen Tage in Ruhe und Gemächlichkeit zu verbringen. Aber sie hielten es nur kurze Zeit aus am Heerde ihrer Väter, und wenn auch schon sechszig Jahre über den nun greissen Scheitel hinweggegangen waren, es trieb sie doch wieder hinaus in die Weite; sie traten die lange Reise an, und überstiegen die Felsengebirge zum letzten Male, um jenseits derselben zu jagen und umherzustrreifen bis der Tod sie abrufte.

Folgende Erzählung eines Abenteurers, das Ross Cor erlebte, dem wir eine Schilderung der Gegenden am Columbia verdanken, mag zeigen, welchen Gefahren diese Pelzjäger ausgesetzt sind. Wir lassen den Mann selbst reden, um die Lebhaftigkeit der Schilderung nicht zu schwächen, und bemerken nur, daß er, in der Mitte des Augustmonats, von einer weiten Reise ermüdet, sich unweit vom Lagerplatze seiner Gefährten schlafen gelegt hatte. Als er erwachte war es Abend.

** Über die Gefahren in der Nähe des Fichtenkönigs, mit dem Fichtenkönig, im Oregon.*

— — Es mochte fünf Uhr sein; rings um mich her herrschte Grabesstille. Ich eilte zu der Stelle, an welcher wir gefrühstückt hatten; kein Mensch war zu sehen oder zu hören. Ich lief nach dem Plage, wo das Feuer gewesen war; aber die Leute waren fort, und so weit mein Auge reichte, erblickte ich keine Spur von Menschen oder Pferden im Thalgrunde. Die Sinne wollten mir schwinden. Ich schrie und rief nach allen Richtungen hin, bis die Stimme mir den Dienst versagte, und die Kehle heiser war. Ich konnte es mir nicht länger verbergen, daß ich nun in einer Wildniß, in einem völlig unbewohnten Lande mutterseelen allein war, und noch dazu ohne Pferd, Waffen und Decke. Jetzt kam Alles darauf an, daß ich herausbrachte, nach welcher Richtung hin meine Gefährten weiter gewandert waren; deshalb warf ich prüfende Blicke auf den Erdboden, und entdeckte wirklich, daß nach dem nordöstlichen Ausgange des Thals hin, Spuren von Rosseshufen vorhanden waren. Diese konnte ich eine Zeit lang verfolgen, und indem ich ihnen nachging gelangte ich zu einer Kette kleiner Hügel. An diesen hörten die Spuren auf, weil der Boden durchaus steinig war. Ich erstieg den höchsten dieser kleinen Berge und hatte von demselben eine Rundsicht über das Land; ich blickte nach allen Himmelsgegenden hin, aber nirgends sah ich meine Gefährten oder eine Menschenwohnung. Man versehe sich in meine mißliche Lage. Es war Abend, und mit Einbruch der Nacht fiel ein dichter Thau vom Himmel. Ich hatte weiter keine Bekleidung als ein Rattunhemde, Hankingbeinkleider und ein Paar leichte, bereits stark abgetragene Lederschuhe; denn etwa eine Stunde vor dem Frühstück, als es heiß zu werden began, hatte ich meinen Rock abgezogen und aufs Pferd geworfen, um ihn gegen Abend wieder anzuziehen; einer meiner Begleiter trug meine Jagdflinte; nicht einmal einen Hut besaß ich mehr; als ich erwachte, hatte ich ihn, in der Bestürzung die mich ergriff, liegen lassen, und jetzt befand ich mich zu weit von dem Plage wo er lag, als daß ich ihn hätte wieder holen können.

Da stand ich nun. Was sollte begonnen werden? Ich sah in einiger Entfernung hohes Gras wallen, ging dorthin, raufte so viel aus, als hinreichte mir zu Lager und Decke zu dienen, empfahl mich dann dem Allmächtigen und schlief ein. Während der Nacht hatte ich wirre Träume von geheizten Zimmern, Federbetten, vergifteten Pfeilen, Klapperschlangen und gefräßigen Wölfen.

Als am 18. August die Sonne aufging, war ich schon wach. Der starke Thau hatte meine leichte Kleidung völlig durchnäßt, und ich fühlte mich bellommen

und unbehaglich. Mein Weg ging nun nach Osten hin, der Hügelkette entlang. Im Laufe des Tages kam ich an einigen kleinen Seen vorüber, die mit wildem Geflügel wie bedeckt waren; hätte ich doch meine Flinte gehabt! Das Land war weit und breit flach, der Boden leicht und steinig, hin und wieder mit dem schon erwähnten Grase bewachsen, von welchem die Indianer kurz vorher weite Strecken abgebrannt hatten. Meine Füße schmerzten mich sehr. Bis gegen Abend ging und lief ich fort, ohne mir Ruhe zu gönnen. Als die Dämmerung hereinbrechen wollte, sah ich, eine kleine halbe Stunde von mir entfernt, zwei Reiter über das Feld nach Osten hinsprengen; es waren Leute von unserm Zuge! Ich rannte auf den nächsten Hügel und schrie, was nur die Lungen vermochten, aber jene hörten mich nicht. Da zog ich mein Hemde aus und schwenkte es in der Luft, ich steigerte meine Stimme bis sie überschlug, aber dennoch hörten sie mich nicht. Da lief ich wie ein Wahnsinniger nach der Richtung hin, welche sie einschlugen, und es war mir plötzlich so leicht, als hätte ich Flügel; über Felsen und durch Gebüsch rannte ich, wie eine Antilope, die der Jäger verfolgt, aber Alles war vergebens, denn der Weg welchen ich nahm, führte mich nicht in ihre Nähe, und ohnehin brach der Abend herein. Es war der zweite. Seit dem Morgen des vorigen Tages war kein Bissen über meine Zunge gekommen; ich war matt und hungrig. Was aber blieb mir in meiner hoffnungslosen Lage anders übrig, als mich ins Gras zu werfen? Ich that es, und wollte eben einschlafen, als ich dicht neben mir ein Geräusch vernahm. Ich wende mich zur Seite und sehe zu meinem größten Entsetzen eine große Klapperschlange, die sich der Abendkühle erfreut. Natürlich springe ich auf und gehe bei Seite; nachdem ich mir meinen Feind angesehen, nehme ich einen breiten Stein auf, gehe dann wieder einige Schritte auf das Thier zu, ziele so genau als möglich und zerschmettere ihm den Kopf. Da athmete ich wieder frei.

Meine ohnehin schadhafte Fußbekleidung war während des Rennens und Laufens über Stock und Stein völlig zerrissen, und meine Beine schwellen an, und schmerzten mich sehr. Mein zweites Nachtlager glich dem ersten, nur daß ich mir, als ich diesmal das Gras austraupte, dabei in die Finger schnitt.

Am 19. August war ich wieder in aller Frühe auf den Beinen, und schlug abermals die Richtung nach Osten ein. Anfangs quälte mich der Hunger entsetzlich, als ich aber eine Stunde weit gegangen war, fand ich einen frischsprudelnden Quell der mich labte und erquickte. Das Land war auch dort flach, das Gras ab-

gebrannt, der Boden sandig und steinig, der Himmel klar, und die Sonne schoss ihre heißen Strahlen auf mich herab. Der Hitze und meiner Mattigkeit wegen mußte ich einige Stunden halt machen; ich benützte sie, um mir eine Kopfbedeckung zu verfertigen, denn es war mir oft als wolle mein Gehirn verbrennen. Ohne dies hatte ich nun seit länger als acht und vierzig Stunden nichts gegessen. Rings um mich aber waren auch heute wieder auf einem kleinen See tausende von wilden Enten und Gänsen, die meiner Noth so leicht ein Ende hätten machen können, wenn ich nicht ohne meine Waffe gewesen wäre. Jetzt kam ihr Schnattern mir vor wie ein gegen mich gerichteter Hohn. Ich lag ohne irgend eine Bedeckung unter freiem Himmel, denn meiner wunden Finger halber konnte ich kein Gras abpflücken; aber ich schlief auch diesmal ein.

Am 20. August ging ich nach Nordosten zu und kam nun in eine weniger einförmige Gegend; sie hatte wenigstens Wald und Wasser, und überall sah ich Gänse und Enten, Kraniche, und auch, in geringer Entfernung von mir, ein Rudel Hirsche. Die Wälder bestanden aus Fichten, Cedern und Birken, ich sah Hagedorn, Weiden und Sträucher mit wilden Beeren, aber auch außerordentlich viele Klapperschlangen und gehörnte Eidechsen und große Grashüpfer, welche letzteren mich in steter Furcht und Aufregung erhielten, da das Geräusch, welches sie verursachen, Aehnlichkeit mit jenem hat, welches die Klapperschlange macht, wenn sie auf ihre Beute stürzen will. Dabei plagte mich der Hunger auch heute nicht wenig, und ich stillte ihn nur in geringem Maasse mit Gras und einigen Beeren. Abends kam ich an einen See, der etwa eine halbe Stunde lang und halb so breit sein mochte. Er hatte hohe Ufer, auf welchem sich Fichten und Birken erhoben. Zwei Bäche mündeten in dieses Wasserbecken, an Fischen war Ueberfluß, und gern hätte ich einige davon roh verzehrt, wie die Sandwich-Inulaner pflegen. Aber wie sollte ich sie fangen? Doch blieb mir ein Trost; ich fand wenigstens jetzt wilde Beeren in Menge und konnte mich satt essen. Mein Nachtlager nahm ich diesmal an der Stelle, wo der eine jener Bäche sich mit dem See vereinigte. Aber ich hatte eine unruhige Nacht; die Wölfe heulten und die Bären brumnten in der Nähe, und ich mußte jeden Augenblick einen unwillkommenen Besuch erwarten. Als ich am Morgen des ein und zwanzigsten Augusts erwachte, gewahrte ich an der andern Seite des Flusses eine große und allem Anschein nach tiefe Höhle, aus welcher ohne Zweifel jene mich so ängstigende Nachtmusik herauströmte. Ich beschloß nun, während der nächsten zwei oder drei Tage kurze Ausflüge nach

allen Richtungen hin zu unternehmen, indem ich hoffte, daß nun endlich Spuren von Koffschufen sichtbar werden würden. Gelang mir aber das nicht, so wollte ich gegen Abend immer wieder an den See zurückkehren, wo ich doch wenigstens wohlsmekendes Wasser und Beeren genug fand, um mein Leben zu fristen. Also ging ich ziemlich getrost diesmal nach Süden zu, und kam in eine öde Gegend, die weder Wasser noch Pflanzenwuchs hatte, einige hin und wieder zerstreute Grasbüschel ausgenommen. Zur Waffe diente mir ein langer Stecken mit dem ich unterwegs eine Anzahl Klapperschlangen tod schlug. Abends kehrte ich hungrig und durstig an meinen Lagerplatz zurück und suchte Steine zusammen, die mir zu einer Art Bollwerk dienen sollten. Als ich damit beschäftigt war, kam ein Wolf aus der gegenüberliegenden Höhle. Was war nun zu thun? Ich dachte, es sei jedenfalls sicherer, einen Angriff zu wagen, weil das Unthier sonst denken konnte, ich habe Furcht vor ihm, wodurch seine Keckheit gesteigert worden wäre. Darum warf ich mit Steinen nach ihm, und einer davon traf ihn am Schenkel. Da fing er an zu heulen, und hinkte in sein Schlupfloch zurück. Eine Zeitlang paßte ich auf, was weiter geschehen würde; als aber mein Feind nicht wieder zum Vorschein kam, warf ich mich auf die Erde, und schlief ein. Doch weckte mich auch in dieser Nacht das Heulen und Brummen der wilden Thiere, und sehnfüchtig harrete ich dem Tageslicht entgegen. Die aus dem See aufsteigenden feuchten Dünste und der auch jetzt wieder reichlich fallende Thau durchnäßten meine Kleider abermals, und ich mußte sie, als die Sonne über den Gesichtskreis kam, auf meinen Steinen trocknen. Dann suchte ich mir Beeren zum Frühstück, schöpfte mit der Hand klares Wasser, ging darauf nach Norden zu, fand dort Waldung und dichtes Gestrüpp, und konnte mich nur mit großer Mühe hindurchschlagen, weil die Dornen und stehenden Pflanzen meine nackten Füße zerrissen, die ich endlich verband, nachdem ich meine Beinkleider um ein beträchtliches verkürzt hatte. Heute kam der Wolf nicht, als ich Abends wieder mein Lager am See einnahm.

An den beiden folgenden Tagen setzte ich meine trostlosen Wanderungen fort, und fand wenigstens Wasser und Beeren, so viel ich nöthig hatte, aber am 24. August litt ich viel durch Wassermangel, und war dem Verschwachen nahe, als ich glücklicherweise eine Pflanze fand. Abends kam ich an einen Bach, an welchem ich mich schlafen legte. Am 25. August erwachte ich erst als die Sonne schon hoch am Himmel stand, ging weiter, und fand zwar hin und wieder Spuren, daß vor langer Zeit Menschen hier gewesen waren, aber in der

unfruchtbaren Gegend gab es nichts zu essen. Ich hatte mich, als die Dämmerung einbrach, niedergesetzt, und starrte, in trübe Gedanken versenkt, vor mich hin. Da stürzte aus dem Gebüsch ein mächtiger Wolf hervor, nahm mir gegenüber eine drohende Stellung an, und schien mir den Platz streitig machen zu wollen. Er mochte kaum zehn Schritte von mir entfernt sein. Meine Lage war verzweifelt. Ich wußte, daß er mich angreifen würde, wenn ich auch nur das geringste Zeichen von Angst blicken ließ; deshalb drohete ich ihm mit meinem Stecken, und schrie so laut als meine geschwächte Kehle nur erlaubte. Das machte ihn stußig, und er wich einige Schritte zurück, verwandte aber doch kein Auge von mir. Nun ging ich langsam auf ihn zu; er heulte fürchterlich. Wahrscheinlich wollte er dadurch seine Gefährten herbei rufen, um dann gemeinschaftlich mit ihnen, mich ausgehungerten Menschen als Abend-speise zu verzehren; deshalb schrie ich in einem fort, und rief allerlei Namen, woraus er abnehmen sollte, daß auch ich nicht allein sei. Inzwischen rannte ein alter Fuchs mit seinem Jungen in meiner Nähe vorüber, blieb jedoch nicht stehen; wohl aber behauptete der Wolf seinen Platz noch mindestens eine Viertelstunde lang, ohne daß seine Freunde sich hätten blicken lassen. Als er sich zuletzt überzeugte, daß ich ihm nicht weichen würde, trollte er heulend ab.

Nun ward es dunkel. Ich ging noch einige hundert Schritte weiter, und gelangte dann an eine Wiesenmatte, die rings von Bäumen umgeben war. Dort hoffte ich Wasser zu finden, wurde aber bitter getäuscht. Ein seichter Teich war allerdings dort gewesen, allein die Hitze hatte ihn ausgetrocknet. Ich raffte einiges Reisig zusammen, um es an einen Stein zu legen, wo es mir als Kopfstiffen dienen sollte. Aber da lag wieder eine Klapperschlange, die sich nun aufrichtete und mir, die gespaltene Zunge aus dem Rachen spielend, entgegen zischte. Ich trat rasch etwas zurück, und erschlug sie mit meinem Stecken, untersuchte dann den Stein und fand ein ganzes Schlangennest, welches ich zerstörte. Und kaum war das geschehen, als wohl ein Duzend Schlangen verschiedener Art, dunkelblaue, blaue und grüne sich blicken ließen. Sie waren in ihren Bewegungen weit schneller als die Klapperschlange und ich konnte nur eine einzige von ihnen tödten.

Seit Sonnenaufgang hatte ich nichts genossen, und nun, nach einer beschwerlichen Wanderung, fand ich am Abend auch nicht einen Tropfen Wasser, mit dem ich meinen fieberischen Durst hätte stillen können. Dazu war ich von einer zahllosen Brut giftiger Schlangen umgeben, ringsum schwärmten gefräßige Raubthiere, und

obendrein wußte ich nicht, wann endlich meine Leiden ein Ende nehmen würden. Ich konnte wohl mit der heiligen Schrift sagen: daß die Schrecken des Todes mich umrauschten.

Ich sammelte neues Reisholz, legte es ziemlich entfernt von dem Orte, an welchem ich die Schlangen getödtet hatte, nieder, warf mich dann, nachdem ich mein Abendgebet gesprochen, und meine Seele dem Herrn befohlen hatte, nieder, und schlief vortrefflich. Am 26. August fühlte ich mich auffallend frisch, obschon der Durst mich außerordentlich qualte. Gegen Mittag endlich wandelten mich Ohnmachtschauer an, und ich wäre mitten im Walde liegen geblieben, wenn ich nicht in der äußersten Noth an einen Wasserfall gekommen wäre, dessen Rauschen ich schon aus der Ferne vernahm. Ich dankte dem Himmel für meine Rettung, warf meine Kleider ab, und sprang ins Wasser, dessen starke Strömung jedoch mich fortgerissen hätte, wenn es mir nicht gelungen wäre, mich an einem überhängenden Baume festzuhalten. Das Bad erquickte mich, Beeren und Hagebutten fand ich in Menge, und hielt ein köstliches Mahl. Außerdem fand ich einen ausgehöhlten Fichtenstamm, den ich reinigte, denn er sollte mir zum Lager dienen; Gras war auch da, und große Stücke Rinde ersetzten die fehlende Decke. Ich schlief herrlich, aber es waren kaum zwei Stunden vergangen, als ein sehr lästiger Besuch mich weckte. Es war ein Bär, welcher brummend, die mir zum Deckbett dienende Rinde wegtrug, und mit seiner Schnauze mir an Mund und Nase herum schnoberte. Er schien noch nicht recht einig darüber, was zu thun sei, um mich aus meinem Bette zu entfernen. Ich sprang auf, nahm meinen Stab, schrie laut und trieb ihn, wie früher den Wolf, einige Schritte weit zurück. Er war aber doch hartnäckig, und ich sah wohl, daß er einen Angriff beabsichtigte; darum hielt ich es für gut auf einen Baum zu steigen. Er folgte mir, aber ich befand mich auf einem starken Zweige in einer sichern Stellung, und bearbeitete ihm Schnauze und Klauen mit meinem Stabe so wacker, daß er mir nichts anhaben konnte. Während zertrugte er die Rinde, und ging endlich brummend nach dem hohlen Fichtenstamme, in welchen er sich hineinlegte. Die Furcht, im Schlafe vom Baume zu fallen, hielt mich wach; ich wollte mehrmals hinabsteigen; sobald ich aber den Versuch machte, kam der lauernde Bär hervor, und mir blieb nichts übrig, als die Nacht auf dem Baume zuzubringen.

Am 27. früh bald nach Sonnenaufgang umschnüffelte der Bär meinen Baum und ging dann fort, um sich ein Frühstück zu suchen. Ich ließ einige Zeit ver-

Landesbibliothek
Karlsruhe